

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 2

Artikel: Manöverbildchen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-703840>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Schweizer Soldat Le Soldat Suisse

Organ der Wehrmänner aller Grade und Heeresklassen + Organe des Soldats de tous grades et de toutes classes de l'armée

Herausgegeben von der Verlags-Genossenschaft „Der Schweizer Soldat“ + Edité par la Société d'Édition „Le Soldat Suisse“

Geschäftssitz: — Siège social: Rigistrasse 4, Zürich

Abonnementspreis: Ohne Versicherung Fr. 6.— pro Jahr. Mit Unfallversicherung bei der Basler Lebensvers.-Ges. in Basel Fr. 8.50 pro Jahr u. Fr. 1.— für die Police
Prix d'abon.: Sans assurance fr. 6.— par an. Avec assurance en cas d'accident par La Bâloise, Comp. d'ass. sur la vie, à Bâle fr. 8.50 par an et fr. 1.— p. la police d'ass.
Ausland (ohne Versicherung) Fr. 12.— pro Jahr + Erscheint jeden zweiten Donnerstag + Paraît toutes les deux semaines, le jeudi

Redaktion - Rédaction: Dr. K. F. Schaer, Holbeinstrasse 28, Zürich 8, - Telefon Limmat 23.80

E. Möckli, Adj. Uof., Postfach Bahnhof Zürich, Telefon Hottingen 97.61

1er Lieut. Dunand, Ch. de l'Escalade 8, Genève, Téléphone Genève 50.781

Administration u. Verlag: Bolleyst. 30, Postfach Zürich 13, Oberstrass - Telefon Limmat 42.10, Postcheck-Konto VIII/14519

Manöverbildchen

vom „Spezialberichterstatler“ des Schweizer Soldat.

Die Telefönlér sitzen hinter einem improvisierten Schutzdach und horchen angestrengt in den Apparat hinein. Die «Linie» meldet sich immer noch nicht, trotzdem zwei Patrouillen jedes Endchen Draht peinlich genau auf Bruch untersucht haben. Endlich eine schwache Meldung. Kaum verständlich. Der Postenchef gibt seinem Kameraden am andern Ende des Drahtes fachmännische Anleitung, was zu tun sei, um bessere Wirkung zu haben und siehe da: die Meldungen werden deutlicher. Befriedigt meint der Postenchef: «Wenn's jetzt nöd g'ange wär, hett mer mit de Johre e neuí Leitig baue müesse.» Die Telefönlér dürfen aber stolz sein auf ihre Arbeit, denn der Korpskommandant hat ihnen hohes Lob für ihre zuverlässige und gute Arbeit gezollt; schade dass nicht alle dabei sein und zuhören konnten. Ich habe sonst nicht gerade schwächliches «Verbärmst» mit den Soldaten, weil auch wir in jungen Jahren Schweisstropfen vergiessen mussten, aber wenn ich die schwer beladenen Telefönlér an der Arbeit sehe, kann ich eine gewisse Regung von Bedauern mit ihrem nicht leichten Los nicht unterdrücken.

Die Haubitzen sind uns alten Knaben etwas Neuartiges. Gerne nehmen wir darum die Gelegenheit wahr, uns eine Batterie an der Arbeit zu sehen. Beinahe durch Zufall entdeckten wir ihren Standort in einem Kiesbruch. Hei, wie diese Schüsse krachten! Da ist es gut, wenn man beim Zuhören den Mund aufreisst. Auch diese Haubitzer sind gerissene Finken. Weil sie die Batterie gegen Sicht des Mündungsfeuers nicht maskiert haben, «markieren» sie einfach dann, wenn der zäh g'wundrige Flieger über ihrer Stellung seine Kreise zieht und schiessen erst dann wieder «scharf», wenn diese Wundernase weit weg ist. Es ist wirklich finster und man sieht fast die Hand vor den Augen nicht. Wie Leute am Geschütz irgendwie auch nur entfernt sich vorstellen können, dass die in die dunkle Nacht hinaus gepfeiferten Schüsse eine Wirkung haben, sollte einem schleierhaft sein. Zudem ist ja nur blind geladen, was kann's schon schaden, wenn der «Treffer» 1 km zu viel links oder rechts sitzt! Aber oha! Mit seltener Gewissenhaftigkeit und mit Hilfe der Spezialtaschenlampe wird am Richtinstrument gearbeitet, als gelte es für die S.U.T. «Punkte» zu schinden. Erst nachdem mit Hilfe des Sporns und anderer Richtmittel auf die Hundertstel genau die Richtung korrigiert ist, kracht der Schuss in die Nacht hinaus und mahnt den anrückenden Gegner zur Vorsicht.

Wir schleichen uns mit Tempo 15 km an einer Säumerkolonne vorbei, um möglichst wenig Staub zu entwickeln und stellen fest, dass trotz der strengen und heissen Tagesarbeit die Kolonne in bester Ordnung mar-

schiert. Wie wichtig sind diese Kolonnen und wie wenig äussere Ehrung können sie sich erwerben. Und doch tragen sie zum guten Ausgang einer Aktion viel bei. Wenn sie nicht wären, wo bliebe die Munition und das liebe Brot? Gesprächig sind sie jetzt allerdings weniger denn je, denn wenn einem die Staubpartikelchen zwischen den Zähnen knirschen, dann hält man den Mund lieber geschlossen. Aber komisch: die alten Soldatenfieber sind auch hier wohlbekannt.

Inzwischen sind wir mit der gebotenen Sorgfalt durch die Nacht gefahren und überholen ein Gebirgsinfanteriebataillon. Nicht ohne der lieben Mutter Helvetia einen kleinen Dienst zu erweisen, indem wir im Licht des Scheinwerfers eine Laterne entdecken und am rechten Ort abliefern. Wir begegnen andern Tags dieser Laterne nochmals, jetzt trägt sie ein Tambour in der Hand und sucht krampfhaft nach dem wirklichen Eigentümer, um das Ding wieder los zu werden. Das Bataillon liegt am Strassenrand, die Männer sind sehr müde, denn in heisser Sonne und auf dick staubigen Strassen, die ganz gut etwas Sulfatlauge ertragen hätten, sind die Männer einen weiten und strengen Weg marschiert, wobei die Bündner noch besonders unter der «dickeren Luft» in unserer Gegend leiden und sehnsüchtig an die Firnwinde denken mögen, die ihnen zu Hause die heisse Stirn umfächeln.

Eine Kompanie ist voraus. Wir holen sie ein und halten an, denn es wundert uns, wie die «Jungen» den Sicherungsdienst organisieren. Wir möchten wissen, ob sie alles recht machen und auch ob die Reglemente noch die alten sind. Die Horchposten sind bereits vorgetrieben, jetzt geht eine Feldwache ab, um eine kleine Strasse zu sperren. Die Mannen tapen ins Dunkel der jungen Nacht hinein und sind nach wenigen Schritten nicht mehr erkennbar. Der Rest der Vorpostenkompanie richtet sich ein und mit Interesse warte ich ab, ob denn wirklich keine währschafte Barrikade errichtet wird. Leider nein; die Strafe folgt auf dem Fuss.

Ein paar Minuten sind wir beschäftigungslos und überlegen eben, ob wir weiterfahren wollen, als hundert Schritt vorwärts auf der Strasse einige Schüsse krachen, die ersten, die wir hören! Interessiert lauschen wir, um nach dem Verstummen dieser paar Schüsse zu konstatieren, dass wahrscheinlich nur eine Patrouille ein wenig «Räuberlis» mache.

Da! — was ist das? Oha, das sind schwere Maschinengewehre, und gleich noch drei Stück auf einmal. Die hacken mächtig und gebieterisch durch die Nacht, die heischen dringend Achtung und verlangen freie Bahn. Sollte dort der «Feind» bereits seine Vorposten haben und gleich so grob eine harmlose Patrouille zusammenhauen? Fast nicht denkbar.

Der Vorpostenkommandant wird etwas nervös, denn jetzt hämmern bereits fünf oder sechs MG. durch die Nacht, und wahrhaftig: sie sind bedeutend näher wie

vorher. Nun ist's einen Augenblick lang still und wieder rattern die Serien der «Schweren» durch die Nacht. Hei, wie fahren da die Bündner auseinander! Verstärkung wird nach vorn zum Unteroffiziersposten geschickt. Leider kann ihm der Kommandant nur ein Lmg. senden, er hat keine MG. zur Hand. Die Reste der Kompanie nehmen Stellung am Wegrand und machen sich fertig zum Feuern. Plötzlich kracht und knattert es hinter der Scheune im rechten Flügel der Gefechtsstellung. Schnell bilden die Verteidiger eine Front nach dort und nun blitzen und zucken die Gewehre nach zwei Richtungen. Die Lmg. bellen serienweise dazwischen und ganz nach vorn an der Strasse lässt jetzt der anrückende Gegner wenigstens sechs MG. ein gewichtiges und ernstes Wort reden. Die Bajonette blitzen im Licht langer Feuerflammen des Mündungsfeuers. Die Männer sind mächtig erregt und mit Leib und Seele bei der Sache. Aber es sind zu viele!

ken, immer eines links, das andere rechts im Strassen-graben, um übers Kreuz feuern zu können. Da muss ihm allerdings nicht bange sein, dass er sein Ziel nicht erreichen wird. Das Gefecht kommt, wie gesagt, zum Halten und die Bündner müssen durch Schiedsspruch das Bündel schnüren und die eingerichteten Stellungen mit den winkenden Kantonnementen verlassen, um im Freien die laue Sommernacht zuzubringen.

An Stelle der roten Feldwachen treten jetzt blaue. Aber Patrouillen lassen die Bündner nun keine vor. Sie sind jetzt ernstlich böse geworden und bringen an allen Strassen MG. in Stellung, um, wenn der Feind anrückt, die oben skizzierten «Scherenschnitte» machen zu können.

Die Blauen sind nicht weniger müde als die Roten. Mit tiefer Befriedigung schwingen sie den drückenden Sack auf den Boden und warten mit Spannung auf die Suppe, haben sie sich doch seit dem Tagesgrauen nur



Lmg.
in Stellung

F. M. L.
en position

(M. Kettel, Genf.)

Zum Glück sind Schiedsrichter eingetroffen und verhindern den mörderischen Bruderkampf. Wir haben Pulverdampf geschluckt und sind auch ganz weg. Jetzt wachen wir aus dem Kampfrausch, der alle gepackt hat, wieder auf und machen uns auf den Weg, um dem «Feind» womöglich auch die Hand zu drücken. Kaum treffen wir mit seiner Kolonnenspitze zusammen und sehen eben, wie die Mitrailleure ihre schweren Bürden über die Gartenhänge schleppen. Kaum hat der «Spezialberichterstatter» den Mund zu einer Frage aufgetan, da fragt ihn aus dem Dunkel schon eine ruhige Stimme: «Sind Sie nicht Herr Soundso aus Daundda?» Natürlich, gleich der Erste ist ein lieber und treuer Freund unseres «Schweizer Soldat», dem wir in der ersten Freude beinahe den Arm aus dem Gelenke schütteln. Aber diese Ruhe des Bataillonskommandanten! Um ihn her sind alle erregt und brennen auf die Fortsetzung dieses interessanten Nacht- und Nahkampfes, um den andern zu zeigen, was eigentlich auch in den Appenzellern steckt. Aber der Kommandant ist die Ruhe selber. Mit aller Seelenruhe gibt er im Vormarsch dem Schiedsrichter Kenntnis von seinen Meldungen über den Gegner, und wahrhaftig, er weiss ganz genau, dass nur eine einzige Kompanie im Dorfe ist und dass nur Lmg. dort vorhanden sind. Er selber hat alle seine MG. ganz zuvorderst bei der Spitze und lässt sie wie Scheren wir-

von Obst und Most ernährt und was etwa so ein Brotsack noch an eidgenössischer Zwischenverpflegung enthalten mag. Weder Blau noch Rot ist «organisiert», denn sie kennen den Achtstundentag nicht. Beim Nachtgefecht hatten sie alle Müdigkeit vergessen und nur ein Gedanke beseelte sie: den Gegner zurückzuwerfen und den erhaltenen Auftrag auszuführen, einerlei, ob der Magen knurrte oder nicht. Nun aber kommt der Lohn. Wie im Märchen tauchen aus dem Dunkel die Fahrzeuge auf und bald erfüllt köstlicher Suppenduft die Nachtluft. Derweil die einen «futtern» oder «habern», lassen sich die andern Blasen aufstechen und Verbände um die wundgelaufenen Füße machen, aber ins Krankenzimmer will keiner. Komisch, dort wär's doch viel ruhiger! Der «Knochenschlosser» hat etwas von der Ruhe seines Bataillonskommandanten an sich. Mit aller Seelenruhe sticht er in die Blasen und verbindet kunstgerecht die wunden «Scheichen». «Morn wird's denn scho wieder goh!» trösten sich die Fusskranken selber.

Wir wenden unsern Wagen, nachdem wir uns überzeugt haben, dass alle ihre Verpflegung jetzt zu sich nehmen und fahren hinüber zu Rot. Dort werden wir etwas wortkarg empfangen. Offenbar kennen die Roten unsern Wagen und wir kommen in den Geruch, «Mitglieder des feindlichen Nachrichtendienstes» zu sein. Früher sagte man ihnen einfach Spione und hängte sie

auf. Wir verhalten uns daher auch reserviert, und nachdem wir gesehen haben, dass die Roten jetzt ausgiebig MG. in Stellung gebracht haben, drücken wir uns wieder zu den Blauen hinüber, wo inzwischen auch die Führer ein recht frugales Nachtmahl zu sich genommen haben. Noch hat der Kommandant keine Ruhe. Er gestattet uns in liebenswürdiger Weise, mit ihm zu gehen auf seinem Kontrollgang bei den Vorpostenstellungen. Allenthalben treffen uns leise Anrufe und blinkende Bajonette. Der Kommandant muss bei seinen Leuten in hoher Achtung stehen, denn kaum wird er jeweils im schwachen Lichte der Taschenlampen erkannt, so reissen die müden Mannen die Knochen zusammen. Aber offenbar haben sie ihn gern und voller Eifer und im Flüsterton machen sie ihre Meldungen über den bösen Feind.

Bei Tagesgrauen rühren sich die Bündner schon wieder. Morgenessen wird gefasst, Zwischenverpflegung wird gefasst und im Brotsack verstaubt, Saumkolonnen

steigt allmählig der Feuerball der Sonne über dem Ricken herauf. Violett färben sich die ewigen Berge in unvergleichbarer Schönheit. Sie legen die Dunstschleier ab und treten in reiner Klarheit vor das entzückte und begeisterte Auge. Drunten kämpfen die Jungen und die Rüstigen unter Führung der erfahrenen Führer. Gewiss: es ist nur blind geladen und nur Spiel. Aber es ist ernstes Streben darin, um bereit zu sein, wenn aus dem Spiele bitterer Ernst werden sollte, wenn das Spiel aus und wenn die ewigen Berge in Gefahr sein sollten.

Noch immer lauern wir darauf, dass die Roten zurückgetrieben werden. Umsonst! Hin und her wogt vor unsern Augen der Kampf in kleinen Gruppen, aber allmählig merken wir: der Kampflärm kommt nicht näher, er entfernt sich. Natürlich wohlverstanden, nur gerade da, wo wir stehen und soweit wir sehen können, denn eine moderne Schlacht bietet die alten und oft so romantischen Schlachtenbilder nicht mehr. Da und dort schlagen sich kleine Trupps; auch wird einmal im Wald-

Te'lephon-Station



Station de téléphone

(Hohl, Arch.)

werden beladen und rücken ab nach rückwärts.

Feldweibel hört man Sammelbefehle ausgeben und «Sack auf!» tönt's lieblich vertraut ins Ohr. Die Kompagnien sammeln sich auf der Strasse und marschieren gegen die Roten. Kein Gedanke an Rückzug. Wahrhaftig, wir sind verblüfft: die Roten greifen an.

Sie befinden sich hier in einem ganz ekligen Tobel. Wenn die Blauen angreifen, muss es ihnen ganz schlecht gehen. Wir wählen uns daher einen gut geeigneten Feldherrnhügel, um den Rückzug in aller Ruhe geniessen zu können.

Die Kompagnien sind durch dichten Wald und durch den Hang vollständig der Sicht entzogen und entwickeln sich den fürchterlich steilen Hang hinauf. Nur vereinzelt hören wir Schüsse knallen, hie und da das kurze Bellen eines Lmg. Aber jetzt ändert sich die Szene. «Paketweise» gehen die Roten aus den Wäldern heraus vor und plötzlich bellen und bläffen ihnen die Lmg. und die Gewehrscüsse der Blauen entgegen. Immerhin, sie sind aus dem verflucht gefährlichen Tobel heraus und haben eine ganz gute Position erreicht. Der Kampf wird jetzt lebhaft, da und dort hört man das Hacken der MG. Jetzt surren auch schon Flieger und kreisen über dem Kampfplatz. Weit hinten hört man den schweren Schlag der Geschütze. Der blutige Tag hat begonnen. Und dabei

rand das Bajonett aufgemacht, aber einheitliche Kampfhandlungen im altgewohnten Sinne gibt es nicht mehr. Was aber wunderbar ist, das ist der Drang der Truppe nach vorn und das, ich möchte sagen, «eigenmächtige» Handeln auch kleinster Verbände und Gruppen. Hei, muss es eine Lust sein, jetzt Unteroffizier zu sein, wo so viel von einem verlangt wird und wo man so selbständig arbeiten darf! Wo weit und breit kein Hauptmann mehr zu sehen ist und wo jeder auf seinen eigenen Schneid und seinen hellen Kopf angewiesen ist. Mag der eine oder andere mit schnödem Lächeln sagen, dass im neuen Kampfverfahren jeder ein General geworden sei. Lassen wir ihm sein schnödes Lächeln! Er ist noch nicht auf den Kern vorgedrungen, er hat Hemmungen in sich, die andere längst überwunden haben, er ist «veraltet». Wir aber freuen uns! Denn die jungen Unteroffiziere haben das, was wir lange ersehnten und sogar glaubten erkämpfen zu müssen: Die haben freie Hand im Feld, wie wir Alten sie seinerzeit endlich im innern Dienst erhalten hatten.

Das Feuer flaut unter solchen und ähnlichen Betrachtungen auf dem Kampfabschnitt ab. Wir suchen unsern Wagen und fahren hinüber zu Blau. Bei den Stäben, die in ein Netz von Telephondrähten eingesponnen sind, finden wir sorgenvolle Gesichter. Die rote

Reiterei hat sich «hintenrum» gemacht und bedroht nun die Rückzugslinie von Blau. Die Sache wird offenbar brenzlich und zur rechten Zeit hat der liebe Gott ein Einsehen und sendet eine Friedenstaube in Gestalt eines bewimpelten Fliegers. Der Kampf erstickt und die müde und heisse Truppe hat Aussicht auf eine Atempause, die wir dazu benützen, um auch mal rasch ein Stündchen aufs Ohr zu liegen, nicht ohne vorher die aufgelaufene Korrespondenz zu erledigen, damit wir andern Tags wieder mit gutem Gewissen «schwänzen» können.

(Wird fortgesetzt.)

Fr. Huber.

Bedauerliche Zustände auf dem Waffenplatz Zürich

Wer je schon in der Militärkaserne Zürich Dienst getan hat, weiss, dass die sanitarischen Verhältnisse unbefriedigend sind und der Dienstbetrieb durch alle möglichen Faktoren stark beeinträchtigt wird. Eine Reihe von Beispielen möge zeigen, wie dringend die Verlegung der Kaserne in einen den Anforderungen der Hygiene entsprechenden und die Ausbildung unserer Milizen nicht hemmenden Neubau an einem geeigneten Ort ist.

Bei starker Belegung der Kaserne stehen 250 Mann zur Morgentoilette nur 30 Brunnenröhren zur Verfügung. Berechnet man für den einzelnen Mann nur vier Minuten, was bei richtiger Körper- und Zahnpflege nicht zu viel sein dürfte, so erfordert dies für eine Kompanie mehr als eine halbe Stunde Zeit. Angesichts der ohnehin kurzen Ausbildungsdauer sollte diese Zeitspanne gekürzt werden können. Drei Rekruten-Kompagnien müssen sich mit einer einzigen Küche begnügen, ein Uebelstand, der namentlich bei grosser Hitze stark empfunden wird und zu unliebsamen Unannehmlichkeiten, ja gesundheitsschädlichen Störungen führen kann. Wohl befinden sich in der Kaserne zwei weitere Küchen, die jedoch als Lebensmittelmagazine verwendet werden müssen, da die hiefür bestimmten Räume ganz ungeeignet sind.

Die Reinigungsarbeiten müssen, da die Gänge zu schmal und andere Räumlichkeiten für den innern Dienst nicht vorhanden sind, auch bei schlechtestem Wetter auf dem Kasernenplatz vorgenommen werden. Schützende Vordächer, wie sie andere Kasernen (z. B. Aarau und Herisau) aufzuweisen haben, fehlen. Dieser Uebelstand könnte, unabhängig von der Frage der Verlegung der Kaserne an einen andern Ort, mit für den Staat erträglichen Kosten sofort behoben werden. Die mehreren Tausende von Rekruten, die alljährlich in der Kaserne Zürich ihren ersten Dienst bestehen, wüssten den Behörden sicherlich Dank, wenn diese ihnen, die eben zu vollberechtigten Aktivbürgern aufgerückt sind, auf diese Weise das Verständnis für die Erfüllung der Wehrpflicht bekunden würden.

Auch die Mannschaftszimmer, in denen in der Regel zirka 20 Mann untergebracht werden müssen, lassen hinsichtlich Licht und Luft zu wünschen übrig. Durch das nach einem Flügel der Kaserne dislozierte kantonale Kriegskommissariat sind die schönsten Theoriesäle einer administrativen Zweckbestimmung zugeführt worden, so dass nunmehr ein empfindlicher Mangel an geeigneten Unterrichtsräumen für Kader und Mannschaften herrscht. Zudem wird der Unterricht in den der lärmerfüllten und vom Tram befahrenen Kasernenstrasse zugekehrten Sälen bei hoher Temperatur für Lehrer und Schüler zur fast unerträglichen Qual, da die Fenster geschlossen bleiben müssen. Der zunehmende Motorfahr-

zeugverkehr erschwert aber auch die Ausbildung auf dem Kasernenplatz, da die beiden dem Kasernenhof entlang führenden Strassen (von denen die eine überdies von einem Schienenstrang der Strassenbahn durchzogen wird) sehr starke Frequenz aufzuweisen haben, ganz abgesehen von den oft als lästig empfundenen und nicht immer auf «Begeisterung» den Uebungen folgenden Zuschauern am Zaun. Aber auch in anderer Hinsicht sind die Kasernenplatzverhältnisse gänzlich unbefriedigend: nach Regenwetter gleicht der weite Kasernenhof mangels einer Kanalisation einem pfützenreichen Sumpfgebiet, was auf den Gesundheitszustand der Milizen begreiflicherweise nicht fördernd wirkt.

Die Allmend, auf der unsere jungen Wehrmänner nach den ersten Wochen Ausbildung auf dem Kasernenplatz sich ihre militärischen Fertigkeiten aneignen müssen, bildet heute nicht mehr die einsame weite Fläche von ehemals. In der warmen Jahreszeit ist sie an Nachmittagen der Tummelplatz vieler Hunderte von Menschen; unzählige Familien verbringen oft den ganzen Tag am Ufer der Sihl und tummeln sich auf der Allmend. Dass der Dienstbetrieb darunter leiden muss und dass die Aufmerksamkeit der Rekruten abgelenkt wird, ist ohne weiteres verständlich. Der zeitraubende Marsch von der Kaserne nach der Allmend durch zum Teil verkehrsreiche Strassen und über vielbegangene Plätze bedingt zu einzelnen Tageszeiten lästige Verkehrsstockungen. Aus diesem Grunde wurde auch von behördlicher Seite der Wunsch geäussert, die Truppen möchten in den verkehrsstärksten Zeiten (um 8 Uhr und zwischen 12 und 14 Uhr) den ohnehin überlasteten Platz an der Sihlbrücke meiden — eine an sich verständliche Forderung, die sich jedoch nicht immer mit den militärischen Bedürfnissen vereinbaren lässt.

Die angeführten, nicht bestreitbaren Tatsachen lassen erkennen, dass die zuständigen Behörden möglichst rasch die dringend notwendigen Verbesserungen an der derzeitigen Kaserne vornehmen lassen oder dann — was wir als das Gegebene betrachten — an die Frage der Verlegung der Kaserne an die Peripherie der Stadt herantreten sollten. Hiefür käme unseres Erachtens in erster Linie die Albisgütli-Gegend (unmittelbare Nähe des Militärschiessplatzes!) oder das Plateau südlich vom Muggenbühl in Betracht. Eine Verlegung des Waffenplatzes ausserhalb der Stadt Zürich, z. B. nach Kloten oder Bülach (wie dies auch schon angeregt worden ist), wäre unzweckmässig, da die Geländebeschaffenheit die Schiessausbildung ausserordentlich beeinträchtigen würde. Einer Verlegung würden aber auch die Wirtschaftskreise der Stadt mit Recht opponieren, zumal der Waffenplatz Zürich in den letzten Jahren in der Regel vom Februar an bis in den November hinein mit Truppen belegt ist, welche den verschiedensten Wirtschaftskreisen willkommene Verdienstmöglichkeiten bringen. Die zentrale Lage Zürichs ermöglicht es schliesslich den jungen Milizen, ihren Sonntagsurlaub besser auszunützen, als wenn sie für ihre Besuche zu Hause auf ungünstige Bahnverbindungen angewiesen wären.

Man spricht und schreibt in den letzten Jahren viel von Antimilitarismus, obwohl wir in der Schweiz einen Militarismus — was für den ersteren Voraussetzung sein muss — nicht kennen. Im Kampf gegen diese defaitistische Bewegung sollte man aber auch auf die Mittel und Wege bedacht sein, die dem Wehrmann den Dienst erleichtern helfen und die die weitestgehende Ausnützung der kurz bemessenen Ausbildungszeit ermöglichen. Hiezu zählen wir vor allem die unumgängliche Sanierung der unbefriedigenden Verhältnisse auf dem Waffenplatz Zürich. Es ist Pflicht unserer mehrheitlich